

schönlücher Kulturpflanzen angebaut und ist ein landwirtschaftlicher Schülerversen errichtet worden.

— **Pina**, 1. März. Die entsetzliche Katastrophe, welche sich gestern in unserer Stadt zugetragen, wirkt gleich einem drückenden Alp auf alle Gemüther und so manches Auge fällt sich mit Thränen, als die erschütternden Details der von der Nacht der Verzweiflung dictirten That bekannt geworden waren. Welch glückliches und ungetrübtcs Familienbild konnte wenige Stunden vor dem düstern Vorfall noch constatirt werden, wie ergreifend mußte es wirken, als man bei dem Betreten des Bohnzimmers, wo die armen Kleinen todt auf der Diele hingestreckt lagen, auf dem Tische noch die milchgefüllte Kindertasse stehen sah und dann weiter auf dem Fensterbrett das Spielzeug bemerkte, an dem sich der Knabe sichtbar kurz vorher ergötzt. Wir haben gestern Gelegenheit gehabt, mit verschiedenen Personen zu sprechen, welche die Seidel'sche Familie näher kannten und durchaus erfuhren wir dabei, daß das Zusammenleben das beste war und die Unglückliche, die soeben erst das sechsmonatliche Mädchen entwöhnt hatte, daher nur durch den furchtbarsten Wahn veranlaßt werden konnte, zu dem Messer zu greifen und das Leben Derer zu beenden, die ihr stets so theuer waren und für die sie so echt mütterlich sorgte. Betont sei noch, daß ringsum in der Wohnung penibelste Sauberkeit und Ordnung herrschte, was den deutlichen Beweis liefert, daß die bejammernswürdige Frau nach dem Weggange des Ehegatten sich noch längere Zeit mit häuslichen Berthätigungen beschäftigte. Da war in Küche und Schlafstube Alles hübsch zurecht gemacht und am Ofen bemerkte man die Kinderbetten, die dort zum Trocknen und Wärmern hingelegt waren.

— **Burgen**. In der Gustav Schönerl'schen Dampf-mühle erfolgte am Dienstag eine mächtige Detonation. Man sagt, der Mehlstaub habe sich mit dem Gas verbunden und sei explodirt. Inwiefern dies richtig, wird erst die Aufnahme Sachverständiger ergeben. Ein Theil der Hintergebäude wurde auseinander gesprengt, die Steine, besonders die des Daches, weit fortgeschleudert, viele Maschinenteile auseinander gerissen und leider auch 14 Menschen mehr oder weniger verletzt.

Das Muttermal.

Eine Erblichkeitsgeschichte aus dem Französischen von Ponsou du Terrail.

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie auch mit der Post weiter, Herr Loiseau?“ fragte der Hausknecht.

Vater Brülart erschrak, als er den Namen des verhassten Fuhrers nennen hörte; er war nur einmal mit ihm zusammen gekommen, vor zehn Jahren, aber der Mann kannte ihn gewiß noch. Damals war Meister Loiseau, von einem schwächlichen Schreiber begleitet, bei der Familie Brülart erschienen, um eine kleine Schuld einzutreiben. Die Mutter Brülart lebte noch, und ihre Zunge war schnell und munter, wie ihre Hand. Als Herr Loiseau mit seiner Drohung Ernst machen und etwas wegnehmen wollte, war er sammt seinem Begleiter unter einer Fluth von Schimpfwörtern und Prügeln zur Thür hinaus geflogen, und die Geschichte von den beiden erschossenen Hörnern war noch so frisch, daß er das Wiederkommen gänzlich vergaß.

Vater Brülart hörte mit vielem Vergnügen Loiseau antworten, daß er nicht mitreife, sondern nur Jemanden auf der Durchreise sprechen müsse. Ob Loiseau ihn anreden würde, wollte er abwarten. Dies geschah zu seiner Freude nicht. Loiseau, der keine angenehmen Erinnerungen mit dem alten Brülart auszutauschen hatte, stellte sich, als ob er ihn nicht erkenne.

Endlich kam die Post. Der Alte sprang auf, hing seine Tasche um und ging zur Hausthür hinaus. Auf der Schwelle stand Meister Loiseau, und aus Versehen streifte Brülart ihn mit seinem Ranzen.

„Hel Sie Lölpe!“ rief Loiseau ihm nach, „was haben Sie denn in Ihrem Reisefack, Steine oder Geldsäcke? Sie haben mir einen Stos gegeben, daß ich sicher einen blauen Fleck behalten werde.“

Vater Brülart erschrak ob der Anrede. „Es werden wohl Feldsteine sein.“ rief er verdrießlich zurück, indem er auf den Postwagen hinauf stieg, so schnell es seine Beine vermochten.

Noch zwei Personen saßen oben; die eine war die von Loiseau erwartete. Während die Pferde gewechselt wurden, stieg der betreffende Reisende herunter und sprach mit Loiseau. Der Letztere sagte zum Schluß der Unterredung: „Sehen Sie sich doch bei der Hundekälte in den Wagen hinein, es ist ja Niemand drin.“ Dieser Rath wurde befolgt; Vater Brülart blieb also allein mit seinem Reisegefährten, einem Handwerksburschen auf Reisen, wie er beim Schimmer des Lichts gesehen hatte, welches vom Gaststübchenfenster auf den Postwagen fiel; denn er trug einen Wanderstock und über dem blauen Kittel ein Ränzchen auf dem Rücken.

Nach ein paar Worten über die strenge Jahreszeit und einer Anfrage des Gefellen über die Verbindung der Post und der Eisenbahn in Orleans, die der Alte dahin beantwortete, daß der Postwagen bis auf den Bahnhof fahre, entstand Stillstehen zwischen den beiden Reisegefährten.

Um fünf Uhr fuhr der Wagen in das Hauptpostgebäude von Orleans ein. Der Gefell wollte einmal absteigen, dabei stützte er sich, an Brülart vorbeistetternd, auf die Tasche, die dieser sich quer über die Kniee ge-

legt hatte. Auch er fühlte, daß der Inhalt eine harte Masse war, und bei dem leisen Metallklang, der sich vernehmen ließ, stuzte er, sagte aber nichts.

Als die Briefbeutel ausgewechselt waren, setzte sich der Wagen nach dem Bahnhofe in Bewegung; Brülart und der Gefelle waren jetzt die einzigen Passagiere.

„Sie fahren also auch nach Paris?“ fragte der Letztere, der seinen Reisegefährten schon mehrmals von der Seite in's Auge gefaßt hatte.

„Ja,“ brummte der Alte. „Dann können wir zusammenbleiben.“

„Meinetwegen.“ Während der Gefelle abgestiegen war, hatte der Alte einige Dreifrankenstücke aus der Tasche herausgenommen. Jetzt trat er an die Kasse und verlangte ein Billet nach Paris dritter Klasse. Der Gefelle, der sich hinter ihm herandrängte, nahm Gelegenheit, seine Tasche nochmals zu befühlen. Vater Brülart hatte keine Zeit, dies zu bemerken, denn der Anblick zweier Gensdarmen nahm sein volles Interesse in Anspruch.

Auf Leute, die ein schlechtes Gewissen haben, macht die Erscheinung dieser ehrenwerthen schnurrbärtigen Beamten in zweierlei Tusch allemal einen eigenthümlichen Eindruck. Dem Vater Brülart war es, als würde ihn plötzlich Jemand hinten beim Kragen packen.

Und doch konnte er ganz ruhig sein. Das Verbrechen war seit höchstens zwei Stunden entdeckt, und ehe eine Nachricht davon Orleans erreichte, war er längst in Paris; denn Jargeau hatte keine telegraphische Verbindung. Dieser tröstliche Gedanke hatte ihm bald seine Ruhe wiedergegeben; die Unruhe aber, die er im ersten Moment gezeigt hatte, war seinem Gefährten nicht entgangen.

Der städtische Bahnhof in Orleans ist wenig besucht, und namentlich im Winter findet sich für die Nachtzüge kaum ein halbes Duzend Passagiere ein. Die nächste Station, Aubray, eine Viertelstunde davon auf der andern Seite der Stadt liegend, wird von den meisten Abreisenden zum Einsteigen benutzt. So wollten auch heut nur noch zwei Frauen mit und — die beiden Gensdarmen, die in Dienstangelegenheiten nach Cercottes fuhren.

Der Vater Brülart konnte es nicht über sich gewinnen, er mußte sehen, wo die Gensdarmen einstiegen, um dann ein anderes Coupé aufzusuchen. So lange drückte er sich auf dem Bahnhof herum; aber als er endlich in einem ganz leeren Waggon Platz genommen hatte, war auch der Handwerksbursch noch da und setzte sich zu ihm. Vater Brülart, dem nur die Gensdarmen im Kopf staken, war damit ganz zufrieden. Er nickte dem Kameraden freundlich zu: „Der Weg ist lang; wir können ein wenig plaudern.“

„Und eine Pfeife Tabak rauchen,“ fügte dieser hinzu und begann seine kurze Pfeife zu stopfen.

„Ihr geht nach Paris auf Arbeit?“

„Ja, ich bin Zimmermann. Und Ihr?“

„Ich habe kein Handwerk und auch viele. Ich bin Holzhaue, Weingärtner, Handlanger, Erdarbeiter; bei den vielen Bauten, die jetzt Jahr und Tag in Paris ausgeführt werden, denke ich Arbeit zu finden.“

„Siehe's denn keine Arbeit in der Provinz?“

„Arbeit genug, aber schlechten Lohn. Ich habe keinen Anhang, meine Frau ist todt, meine Kinder sind leidlich untergebracht, können aber nicht für mich sorgen; da habe ich mein Bündel gepackt und der Stadt Jargeau für immer den Rücken gekehrt.“

Das Alles brachte Vater Brülart mit städtischer Unruhe vor; die polizeiliche Begleitung des Zuges schien ihn zu stören. Als nach zwanzig Minuten der Zug in Cercottes hielt, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus. Die Gensdarmen stiegen aus, schüttelten dem Bahnhofinspector die Hand und wanderten in's Land hinein.

Der Gefelle, der das Benehmen des Alten scharf beobachtete, sah, wie sich seine Stirn jetzt aufheiterte. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, Vater Brülart athmete auf und dachte jetzt auch daran, sich eine Pfeife zu stopfen. Aber der Mensch kann nicht an Alles denken, der Inhalt seines alten schmuggigen Tabaksbeutels bestand nur noch aus wenigen Tabakresten; er hatte vergessen neuen Vorrath einzukaufen.

„Wollt Ihr von meinem Tabak nehmen?“ fragte der Reisegefährte und reichte ihm seinen mit bunten Arabesken gestickten Beutel hin.

„Mit vielem Dank,“ antwortete Vater Brülart und stopfte seine Pfeife, indem er den schönen Beutel bewunderte.

„Es ist eine Erinnerung, ich war früher einmal in Algier,“ erklärte der Gefelle, der inzwischen auch Zündschwamm hervorholte. „Da ist auch Feuer,“ sagte er, und steckte ein glimmendes Stück in die Pfeife des Alten. „Euer Schwamm hat einen sonderbaren Geschmack,“ bemerkte Brülart, dem der scharfe Dunst in die Nase stieg.

„Er war naß geworden, ich habe ihn trocknen müssen, daher wird es wohl kommen.“

Als die Pfeife angezündet war, warf Brülart den Schwamm zum Wagenfenster hinaus, rauchte tüchtig und setzte die Unterhaltung fort.

Der freundliche Gefährte war in Paris bekannt und versprach ihm, ihn in ein Wirthshaus zu führen, das für ihn passe.

War es nun die schlaflose Nacht, die Kälte oder der Tabak, der Alte konnte es nicht sagen — es fing ihn

an zu schlafen, die Augen fielen ihm zu und eine Art Betäubung bemächtigte sich seiner.

Zwischen Schlaf und Wachen hörte er noch, wie der Gefelle von den Verschönerungen und Neubauten der Stadt Paris erzählte. Endlich siegte die Müdigkeit; Vater Brülart ließ den Kopf auf die Schulter sinken und schnarchte, während ihm die Pfeife aus dem Munde fiel.

In diesem Augenblick hielt der Zug an der Station Artphenay, eine Frau wollte in das Coupé einsteigen.

„Brauchen, wenn Sie den Tabak nicht vertragen können, steigen Sie wo anders ein, es ist überall Platz. Wir rauchen hier wie die Backöfen.“

Die Frau folgte dem guten Rath, die Locomotive piff und fort ging es.

Jetzt setzte sich der Gefelle neben den Alten und schüttelte ihn kräftig. Brülart schloß wie ein Napf.

„Gut!“ sagte der Zimmergefell, „jetzt wollen wir doch einmal sehen, was der Kerl in seiner Tasche hat.“

Er nahm die Tasche des Alten von den Knien desselben herunter, öffnete sie, indem er den Schlafenden dabei fest im Auge behielt und faßte mit beiden Händen hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— [Kolikanfalle bei Pferden, eine Folge zu kalten Tränkwassers.] In der Wochenschrift für Thierheilkunde und Viehzucht äußert sich Th. Adam über die Schädlichkeit zu niedriger Temperatur des Wassers, welches die Pferde beim Saufen zu sich nehmen, und theilt dabei aus eigener Erfahrung Folgendes mit, welches auch unsere Leser interessieren dürfte. Die Stallungen seien in jeder Beziehung, sowohl in Rücksicht auf Lage als auf Räumlichkeit und Lüftung zweckentsprechend, die Pflege und Fütterung der Hengste eine musterhafte nach wie vor gewesen. Dennoch sei in der Mitte des Novembers vorigen Jahres unter diesem Bestande fast plötzlich und ungewöhnlich die Kolik aufgetreten, so daß an derselben zwei Heugäste gestorben seien und ein anderer nur mit Noth habe gerettet werden können. Im Ganzen seien von der Mitte bis zum Ende des Monats zwanzig Erkrankungen vorgekommen. Alle Nachforschungen der Krankheitsursache hätten sich erfolglos erwiesen, bis man dem Trinkwasser die entsprechende Aufmerksamkeit zugewandt. Dasselbe — der städtischen Trinkwasserleitung entstammend — habe nicht durch seinen Gehalt, sondern durch seine Temperatur Bedenken erregt. Es habe nur + 5° R., zuweilen noch weniger gezeigt; hierin sei — und mit Recht — die Ursache des bedenklichen Uebels erkannt worden. Das Wurzel des Wassers in Tränkeimern im Stalle habe dies nur um höchstens 1° R. höher temperirt; dieses Verfahren ist übrigens, nebenbei erwähnt, auch aus andern Gründen in ähnlichen Fällen nicht vollständig empfehlenswerth, weil solch' überstandenes Getränk die Thiere nicht entsprechend erquickt und einen faden und schalen Geschmack annimmt, den gerade die Pferde nicht lieben. Spinola beobachtete, daß derartig verschlagenes Wasser zuweilen selbst laxirende Eigenschaften hat. Erst durch die Benutzung des Wassers (mit + 7° R.) aus einem Pumpenbrunnen, der früher den Stall speiste, berichtet der Referent weiter, seien die Kolikfälle endgültig beseitigt worden. Die ungewöhnlich niedere Temperatur der Wasserleitung habe ihren Grund darin gehabt, daß die Leitung des nicht sehr starken Röhrenstranges von der Haupttröhre bis zum Stalle in einer Länge von 400 m in der ersten Hälfte des Novembers bei einer äußeren Temperatur von 6—10° R. erfolgt sei, und daß die gefrorene Scholle des Erdreichs die Leitung nicht dicht genug umschlossen und bedeckt habe. Die Temperatur, welche ein gutes Saufwasser für Pferde haben sollte, ist 8—9° R.; selbst ohne Anwendung des Thermometers kann man häufig die zu große Kälte der gereichten Tränke daran erkennen, daß das Pferd fröstelt, die Haare sträubt, eine gewisse Unbehaglichkeit zur Schau trägt, oder eine Weile in zusammengekauelter Stellung verharret. Die Mittheilung des Th. Adam zeigt übrigens, wie viele Faktoren ein Viehhalter, will er nicht zum Schaden kommen, bei der Fütterung zu Rathe ziehen muß.

— Ueber das Verpflanzen der Obstbäume geben manche Lehrbücher noch immer die Anweisung, man sollte die Bäume entsprechend den Wurzeln auch an den Kronen beschneiden, trotzdem viele Erfahrungen darüber vorliegen, daß so behandelte und verpflanzte Obstbäume in den ersten Jahren ein schlechtes Wachstum zeigen und schließlich ganz eingehen. Der Grund hierfür dürfte nicht schwer zu erkennen sein, denn durch das starke Verkürzen und mitunter tiefe Einschnitten in's dicke Holz hinein werden, wie ein alter erfahrener Obstzüchter aus dem Elsaß in der Rheinischen Gartenschrift ganz richtig erläutert, alle kräftigen Holzjungen, die an der Spitze der Zweige stehen, entfernt. Die Nahrungszufuhr aus der Luft ist somit bedeutend verringert. In Folge des geringen Assimilationsvermögens verliert aber auch der frisch gepflanzte Baum die Fähigkeit, so viele mineralische Nährstoffe aufnehmende Haerwurzel zu bilden, als zum fröhlichen Gedeihen des Obstbaumes nothwendig sind. Man schneide deshalb, will man sich das Wachstum des Baumes sichern, an den Wurzeln nur so viel ab, als schadhaft ist. Bezüglich der Krone aber bedenke man, daß durch die Bemerkung die Größe der gesammten Blattoberfläche bedingt wird. Die „Deutsche landwirtschaftliche Presse“ empfiehlt, falls in neuen Baum-

anlagen wolle, son und Zuli liche Wurzeln haben, bi Nachdem von ihm man den barer Er eingeschla berholt t ist beson den Ma während Grunde im Her Herbst so weit mäßige vermag hin au ersten I von B gahren An bes thum u den Be oder F einiger feutredt Ende n erschein reiche d

der G bez. G hinterer der M zeugt e einen Die K reren 37 C Ausrü Art 1 ein ein ung; E

F. empf teler

in al Preis

Sti E mit # nied